

Shuntaro Hida

Der Tag, an dem Hiroshima verschwand

Erinnerungen eines japanischen
Militärarztes

Herausgegeben von der Initiative für Frieden,
internationalen Ausgleich und Sicherheit
Mit einem Vorwort von Herta Däubler-Gmelin
und einem Nachwort von Guido Grünewald



Donat Verlag · Bremen

Übersetzt aus dem Englischen von Martina Dreisbach
Umschlagzeichnung: Susanne Burghardt



CIP-Titelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Hida, Shuntarō:

Der Tag, an dem Hiroshima verschwand :
Erinnerungen eines japanischen Militärarztes /
Shuntaro Hida. Hrsg. von d. Initiative für Frieden, Internat.
Ausgleich u. Sicherheit. Mit e. Nachw. von
Guido Grünewald – Bremen : Donat, 1989
ISBN 3-924444-42-0

Herausgeber: Initiative für Frieden e. V.
(Bildungswerk der IFIAS), Postfach 2280, 5300 Bonn 1 –
veröffentlicht regelmäßig Informationen und Dokumente
aus der internationalen Friedensdiskussion in der Zeitschrift
„Frieden und Abrüstung“.

Die japanische Ausgabe ist 1982 in Tokio bei
„Nitchu Shuppan Co., Ltd.“ erschienen. Eine französische
Übersetzung wurde 1984 unter dem Titel „Little Boy“ –
Récit des jours d'Hiroshima“ von der Pariser
„Edition Quintette“ verlegt.

Satz: hanseatenSatz-bremen, Bremen
Druck: Fuldaer Verlagsanstalt GmbH, Fulda

Inhalt

Vorwort von Herta Däubler-Gmelin	7
Eine Armee ohne Waffen	9
Verzweifeltes Bemühen mit vier Brutschränken	18
Ein Arzt kämpft mit sich selbst	29
Fruchtloser Streit	35
Der Tod eines Japaners	43
Wie aus mir ein Stabsarzt wurde	49
Kamikaze-Angriffe auf Panzer	61
Verzweifelte letzte Worte	66
Der Tag, an dem Hiroshima verschwand	73
In der Stadtwüste	85
Der Anfang einer Tragödie	91
Abschied von der Hölle	100
Nachwort von Guido Grünewald	109

immer dankbar sein, daß Sie mich damals nicht bei der Militärpolizei angeschwärzt haben. Ich hatte viele Bücher, von denen ich wünschte, Sie würden sie lesen, doch nach der Mobilmachung mußte ich sie vernichten. Wenn doch wenigstens „Das Kapital“ von Karl Marx übriggeblieben wäre, das Buch, das mir die Augen geöffnet hat! Passen Sie gut auf sich auf.

In Verbundenheit
Ihr

P.S. Bitte verbrennen Sie den Brief.“

Ich las den Brief viele Male, lernte einige Stellen auswendig und verbrannte ihn. Seine Argumente leuchteten mir ein. Aber es war zu spät zum Handeln. Die Kriegsmaschinerie war nicht mehr aufzuhalten. Und ich hatte nicht den Mut dazu.

Am 5. August 1945, um vier Uhr nachmittags kam der Arbeitstrupp aus Hesaka zurück nach Hiroshima. Die Mitarbeiter des Lazarets in Hesaka und die Leute im Dorf winkten uns nach. Ich stattete noch dem Dorfältesten, dem Schulrektor und dem buddhistischen Priester einen Besuch ab, um mich für die freundliche Aufnahme zu bedanken. Es war schon spät, als ich Hesaka verließ.

Der Tag, an dem Hiroshima verschwand

Als ich erwachte, schien mir die Sonne ins Gesicht. Es war der 6. August. Meine Arbeit in Hesaka war beendet, eine neue Aufgabe wartete.

Das Zimmer kam mir sonderbar vor. Ich wußte, daß ich mich gestern abend auf einem Notbett im Röntgenraum des Lazarets schlafen gelegt hatte. Dann fiel mein Blick auf den Rücken eines Patienten in der anderen Ecke des Zimmers. In diesem Augenblick wußte ich wieder, was sich in der Nacht ereignet hatte.

Wir waren gegen acht Uhr abends nach Hiroshima zurückgekommen. Da der Direktor und der Verwaltungschef des Lazarets in dienstlichen Angelegenheiten in Osaka waren, konnte ich weder Bericht erstatten noch neue Befehle entgegennehmen. Ich ging auf dem Krankenhausgelände spazieren, als mir der diensthabende Offizier sagte, ich solle mich eines Kollegen annehmen, der im Krankenhaus übernachten wolle. In jenen Wochen nahmen häufig Offiziere auf dem Weg von der Front nach Tokio im Lazarett Quartier, weil es in den Hotels nichts mehr zu essen gab.

Wir aßen im Röntgenraum zu Abend. Da alle Fenster verdunkelt waren, brauchte man während des Luftalarms das Licht nicht auszumachen. Der Dienst war eintönig, zum erstenmal seit langer Zeit betrank ich mich. Nachdem auch der letzte Mann betrunken war, legte ich mich auf eines der Feldbetten, die für uns bereitstanden. Hätte ich die ganze Nacht geschlafen, wäre ich am Morgen tot gewesen.

Mitten in der Nacht weckte mich ein Wachposten auf; er brachte einen alten Bauern zu mir. Seine Enkelin – ich hatte sie in Hesaka behandelt – hatte einen Herzanfall erlitten. Es war ein Notfall. Wir sollten sofort losgehen, aber ich war noch betrunken. Der Bauer nahm mich auf seinem Fahrrad

mit. Ich hielt mich verzweifelt an seinem Gürtel fest, um nicht hinunterzufallen. An die Fahrt kann ich mich kaum erinnern.

Es war zehn nach acht, und das Krankenhaus sollte schon geöffnet sein. Ich sprang aus dem Bett. Der Mann, der neben mir geschlafen hatte, war schon an der Arbeit. Im Hof hantierten Leute am Brunnen.

Ich schaute nach der Patientin. Sie schlief fest. Ich wollte ihr eine Spritze geben und öffnete die Ampulle.

Der Augsthimmel war wolkenlos. In ungewöhnlicher Höhe näherte sich ein B-29-Bomber der Stadt. Ich dachte, es handele sich um einen der üblichen Erkundungsflüge. Ich drückte die Luft aus der Spritze und beachtete das Flugzeug nicht mehr. Als ich der Patientin die Spritze setzen wollte, traf mich ein greller Blitz, der mich fast blendete. Eine Hitzewelle schlug mir ins Gesicht. Ich weiß nicht mehr, ob ich der Patientin die Spritze noch gab. Ich warf mich auf den Boden, bedeckte mein Gesicht instinktiv mit den Händen und versuchte, ins Freie zu kriechen. „Feuer“, dachte ich, doch ich sah durch meine Finger nur den blauen Himmel. In den Baumwipfeln über der Hütte bewegte sich nichts. Es war totenstill. „Habe ich geträumt?“ Ich schaute nach Hiroshima hinüber.

Da sah ich einen riesigen Feuerring, der die ganze Stadt umfaßte. Eine gewaltige weiße Wolke stieg aus dem Zentrum. Sie wurde immer größer, und in ihrem Innern schwoh ein gigantischer Feuerball an. Unter dem Feuerball erschien eine schwarze Wolke, verbreitete sich über die Stadt, kroch an den Bergen entlang und zog sich über das Ohtatal in Richtung Hesaka, Wälder, Wege, Reisfelder, Bauernhöfe und Häuser einhüllend. Ein orkanartiger Sturm wirbelte den Staub und Dreck in der Stadt empor.

Das Dach des Schulhauses wurde von der Druckwelle weggerissen. Die Fensterläden und Markisen flogen umher wie Papier. Das Strohdach des Bauernhauses war plötzlich nicht

mehr da, ich konnte den blauen Himmel sehen. Die Druckwelle schleuderte mich zehn Meter weit durch zwei Räume vor den buddhistischen Altar. Trümmer stürzten auf mich herab. Unter Schmerzen kroch ich nach draußen. Augen, Ohren, Nase und Mund waren voller Staub. Glücklicherweise waren die Hauswände ziemlich stabil, so daß die Patientin dem Tod in den Trümmern entging. Ich fand sie unter einem Strohbett und zog sie mit letzter Kraft auf die Veranda hinaus. Ich öffnete ihre Kleider und legte mein Ohr an ihre Brust. Mein Stethoskop war verschwunden. Ihr Herzschlag war normal.

Eine lodernde Säule schoß gen Himmel. Sie wuchs zu einer riesigen Wolke an, als wolle sie den Himmel durchstoßen. Plötzlich wurde mir eiskalt, Angst kroch in mir hoch. „Was ist das?“ So etwas hatte ich noch nie gesehen. Die riesige Wolke war immer größer geworden, als wolle sie ganz Hiroshima unter sich begraben. Ein Sturmwind fuhr durch die Blätter, die Schreie der Dorfbewohner drangen herüber. Der aufgewirbelte Sand lag wie Nebel über uns. Darüber schien die Augustsonne. Die riesige Wolke (Kinoko-Gumo, die japanische Bezeichnung für „pilzförmige Wolke“) schwoh weiter an und leuchtete in allen Farben, als wolle sie den Glanz des Himmels übertreffen.

Der Bauer kam. Schrecken und Verwunderung standen ihm im Gesicht. Er konnte nicht verstehen, warum sein Haus so plötzlich eingestürzt war. Da er hinter dem Haus gearbeitet hatte, war er weder vom Blitz noch von der Hitzewelle getroffen worden. Als ich auf die Pilzwolke wies, versagten ihm die Beine, er mußte sich hinsetzen. Ich erklärte ihm, daß es seiner Enkelin gutgehe, und fragte ihn, ob er mir sein Fahrrad leihen könne. Ich mußte so schnell wie möglich nach Hiroshima zurück.

Ich fuhr schnell am Ohta entlang. Die trockene weiße Landstraße führte direkt auf die Pilzwolke zu. Ich sah keinen einzigen Menschen. „Was ist unter diesem Feuer und unter die-

ser Wolke passiert?“ Ich hatte Todesangst. Doch ich war Soldat und mußte meine Pflicht erfüllen. Auf halbem Weg zur Stadt stand am Straßenrand eine buddhistische Steinfigur. Von dort führte die Straße bergab und bog dann an der Stelle, wo der Ausläufer des Berges den Fluß erreichte, scharf nach links ab. Ich raste bergab. Plötzlich sah ich etwas. Ich bremste scharf. Das Fahrrad schlängerte, und ich fiel kopfüber in ein Gebüsch. Als ich mich wieder aufgerappelt hatte, sah ich auf der Straße eine Gestalt auf mich zustolpern. Sie war nackt, schmutzig und voller Blut. Ihr Körper war stark geschwollen. Fetzen hingen an ihr herunter. Sie hatte die Hände vor der Brust, die Handflächen wiesen nach unten. Eine dunkle Flüssigkeit tropfte von den Fetzen herab. Die Fetzen waren Haut, die schwarzen Tropfen waren Blut. Ich konnte nicht erkennen, ob es ein Mann oder eine Frau war, ein Soldat oder eine Zivilperson. Der Kopf war riesig, die Augenlider und Lippen stark geschwollen. Kein Haar war mehr auf dem verbrannten Kopf. Ich wich zurück. Dieses sonderbare Wesen, eine Masse verbrannten Fleisches, über und über bedeckt mit Blut und Dreck, war ein Mann.

Er hatte mich wohl trotz seiner verbrannten Augen gesehen und versuchte mit letzter Kraft, zu mir zu gelangen. Dann stürzte er. Ich bückte mich zu ihm herab und versuchte, seinen Puls zu fühlen. Doch die Haut war vollkommen verbrannt, und es gab keine Stelle, an der ich eine Vene hätte finden können. Sein Körper bäumte sich nochmals auf und blieb leblos liegen. Ich sah mich nach Hilfe um, doch ich fand kein Haus in der Nähe. Ich mußte ins Lazarett und wollte sofort weiterfahren, doch ich kam nicht einen Schritt weit. Zahllose Überlebende, nur noch Stoffetzen am Leib, verbrannt und blutüberströmt, standen auf der Straße. Sie rutschten auf den Knien oder krochen auf allen Vieren, einige konnten stehen oder lehnten an der Schulter eines anderen. Sie sahen nicht mehr wie Menschen aus. Ich wußte nicht, was ich mit den Leuten tun sollte, denn ich

hatte weder Arznei noch Instrumente dabei. Ich konnte mir keinen Weg durch die Verletzten bahnen. Auch die Straße in Richtung Stadt würde voller Opfer sein. Ich warf das Fahrrad ins Gebüsch und sprang in den Fluß neben der Straße. Ich watete so schnell wie möglich durch den Fluß, an dessen Ufern das Gras üppig wuchs. Dunkler Rauch trieb über dem Wasser. Heißer Wind schlug mir ins Gesicht und nahm mir den Atem. Ich wußte, daß dies der Feuersturm aus der Stadt war.

Dann spürte ich Sand unter meinen Füßen. Ich war beim Choju-En angelangt, einem der großen Parks am Stadtrand. Ich war wohl durch den Enko gekommen, den äußersten linken der sieben Flußarme des Ohta-Deltas. Wann immer die Hitzewellen kamen, tauchte ich meinen Kopf ins Wasser. Der klare Sommerhimmel war nicht mehr zu sehen. Das Wasser sah im Flammenschein tiefrot aus, und der Wind blies mir Asche ins Gesicht.

Ich war den falschen Flußarm hinabgewatet und mußte den Strom an dieser Stelle kreuzen, um in die Stadt zu kommen. Die Straße führte beim Choju-En über eine Behelfsbrücke in die Stadt, vorbei an den Kasernen der Pioniere. Als ich den Strom durchquerte, drehte der Wind. Der Rauch nahm mir die Sicht. Dann wieder war der blaue Mittagshimmel zu sehen. Am Ufer des Choju-En-Parks drängten sich Verbrannte, soweit das Auge reichte. Die meisten Menschen, die im Wasser auf den seichten Wellen trieben, waren tot. Zahllose Überlebende klammerten sich aneinander fest und krochen übereinander hinweg. Die Behelfsbrücke stand in Flammen, ein endloser Zug verbrannter Menschen schob sich darüber. Einige stürzten in den Fluß. Auf dem Gelände der Pioniere auf anderen Seite des Flusses kam es immer wieder zu Explosionen. Rauch quoll durch die Flammen in den Himmel. Funken sprühten wie Feuerwerkskörper aus den Wolken. Tausende flohen aus der Stadt und sprangen ins Wasser, als sie den Fluß erreicht hatten.

Ich kam nicht einen Schritt weiter in Richtung Hiroshima. Viele Menschen, deren Körper von Brandwunden entstellt waren, suchten Linderung im Fluß.

Tote trieben auf dem Wasser an mir vorüber. Wann immer ich ein Kind sah, mußte ich mir auf die Lippen beißen, um nicht zu schreien. Die Pilzwolke stand über uns, sie strahlte in fünf Farben in den blauen Himmel. Ich hörte, wie jemand meinen Namen rief. Es war Oberstleutnant Suzuki, der vor kurzem von der Front zurückgekehrt war. Er stützte sich auf einen Stock, sein Oberkörper war verbrannt.

„Es ist furchtbar, das Lazarett in Hiroshima ist zerstört. Ich ...“

Er rang nach Luft und konnte nicht weitersprechen. Ich half ihm, sich hinzusetzen, dann sank er in sich zusammen.

Ich weiß nicht mehr, wie lange ich dort blieb. Ich hatte Angst, wahnsinnig zu werden.

Zwei Boote mit Pionieren unter dem Kommando eines jungen Offiziers kamen den Fluß herunter. Ich kannte ihn gut, weil er an einem Tunnel in der Nähe von Hesaka mitgebaut hatte. Als das Boot näher kam, sprang er ins Wasser, hielt das Boot fest und sagte: „Sie müssen sofort nach Hesaka zurück. Dort warten zahllose Verwundete auf Sie.“

Wir gaben uns die Hand, er versprach, sich ein Bild über die Zerstörungen des Lazaretts in Hiroshima zu verschaffen. Dann verloren sich die Boote im Rauch. Die Soldaten kamen nie aus dem Feuer zurück.

Es dauerte lang, bis ich in Hesaka ankam, da es nun stromaufwärts ging. Ich watete im Schutz der Uferböschung und sah viele Menschen, die auf der verzweifelten Suche nach Wasser im Fluß ertranken. Ich wußte nicht, wie spät es war; meine Uhr war naß geworden und stehen geblieben.

Als ich in Hesaka ankam, verließen mich die Kräfte. Das Dorf bot einen entsetzlichen Anblick.

Zwei Hauptstraßen trafen dort aufeinander. Die eine führte

flußaufwärts nach Norden, die andere kam über den Nakayama-Paß aus Hiroshima.

Überall auf den Straßen, auf dem Schulhof und den Plätzen lagen Schwerverletzte. Die Grundschule hatte kein Dach mehr. Der Boden war mit Trümmern übersät. Tote lagen auf den Straßen, blutüberströmte Menschen krochen auf den Schulhof. Am Eingang zur Schule lagen sie übereinander. Zuunterst lagen die Toten. Der Geruch verbrannten Fleisches war kaum zu ertragen.

Das Zelt für die Behandlung war in einer Ecke des Geländes aufgebaut worden, und Dr. Fujimoto, der Direktor des Lazaretts, der erst am Vortag seine Stelle angetreten hatte, versorgte zusammen mit Sanitätern und Schwestern aus dem Notlazarett in Asa die Kranken. Die Verwundeten warteten in einer langen Reihe.

In dem nahezu unzerstört gebliebenen Schulzimmer berieten der Bürgermeister, der Schullektor und andere Männer. Als ich eintrat, stand der Bürgermeister auf und zeigte zum Fenster hinaus. Ich sah die Dorfbewohner auf einem Fußweg im Reisfeld stehen. Sie waren davongelaufen, als die Verstümmelten wortlos in ihren Häusern Zuflucht gesucht hatten.

Ich sagte den Dorfältesten, was nun zu tun sei:

- 1) Glocke läuten, alle Dorfbewohner zusammenrufen; 2) Feldküche einrichten, Reis aus Militärbeständen ausgeben;
- 3) Soyaöl und alle verfügbaren Lappen bereitstellen; 4) Beihilfskrematorium bauen.

Jemand murmelte: „Tote verbrennen wir nicht, wir beerdigen sie.“

Ich sagte: „Gut, dann schauen Sie sich um. Mindestens zweihundert oder dreihundert Leichen. Wollen Sie Ihre eigenen Reisfelder umgraben?“

Der Bürgermeister und sein Stellvertreter ließen in einem Wäldchen am Dorf das Krematorium einrichten.

Die Dorfbewohner versammelten sich vor dem Rathaus und bauten eine Feldküche und eine Notaufnahmestelle für die

Verbrannten auf. Nur Frauen und alte Männer waren dort, denn die Jungen kämpften an der Front. Einige Alte sammelten unter dem Kommando eines Unteroffiziers die Toten ein. Auf den Bahren aus Bambus und Strohgeflecht wurden schrecklich entstellte Opfer fortgetragen. Für Tränen und Mitleid gab es keine Zeit. Alle Kräfte galten jenen, die noch atmeten. Und immer mehr Überlebende kamen auf der Flucht vor der Pilzwolke in Hesaka an.

Die Frauen formten Bällchen aus gekochtem Reis. Doch keiner der Verletzten konnte essen, ihre Lippen und Finger waren verbrannt. So wurden die Reibällchen nochmals in Wasser gekocht, und Schulkinder fütterten die auf dem Boden liegenden Verwundeten mit ihren Händen aus einer Schüssel mit Reisbrei. „Gebt nichts den Toten.“ Diese Ermahnung hätten sie nicht gebraucht, denn sie wagten nicht, sich Toten zu nähern, deren entstellte Gesichter selbst den Erwachsenen Furcht einflößten. Die Verwundeten lagen auf Strohmatten am Boden. Starb einer, nahm der nächste Verbrannte seinen Platz ein.

Schwestern, Sanitäter und Frauen aus dem Dorf gingen mit Ölfkanistern herum und legten den Opfern immer neue mit Soyaöl getränkte Lappen auf die Wunden. Einige nahmen nasse Blätter als Verband. Dies tat den Verwundeten gut, wie ich sehen konnte, obwohl wir Ärzte von diesem „Hausmittel“ nicht besonders viel hielten.

Vier Ärzte leisteten Erste Hilfe. Zu diesem Zeitpunkt waren in Hesaka noch keine Arzneimittel und Instrumente vorhanden. Wir behalfen uns mit den wenigen Utensilien, die uns von der Familie eines Arztes zur Verfügung gestellt worden waren. Der Arzt selbst kämpfte an der Front. Ich stoppte Blutungen, nähte Wunden und entfernte Glassplitter.

Ein ungefähr fünf Jahre alter Junge schrie zum Herzerreißen. Jemand brachte ihn auf dem Arm herein. Ich konnte keine Verbrennungen an seinem Körper entdecken. Ein Glassplitter steckte in seinem Bauch und hatte das Bauchfell

zerschnitten. Ein Teil der Bauchfellfalte (medizinisch: omentum majus) quoll aus der Wunde heraus. Ich band ihn ab und entfernte ihn mit einer über der Flamme desinfizierten Zange, nachdem ich überprüft hatte, daß die Eingeweide unverletzt waren. Der Junge verlor das Bewußtsein. Später kam er zu einer Frau im Dorf, die sich um ihn kümmerte.

Eine alte Frau war von einer zusammenbrechenden Betonwand getroffen worden. Ihr Arm war eingeklemmt, aber sie konnte vor dem Feuer gerettet werden. Ihr Arm hing herab, nur noch von Hautfetzen gehalten. Der Arm mußte amputiert werden. Die Frau wurde auf einem Brett festgeschnallt. Unter örtlicher Betäubung trennte ein Chirurg, der seine Arbeit an der Front gelernt hatte, den Arm ab. Sie wurde ohnmächtig. Ihre Tochter, die den Arm der Mutter gehalten hatte, ließ das abgetrennte Gliedmaß fallen. Der Arm rollte bis zur Straßenecke. Ich sah entsetzt, daß der Zeigefinger auf die riesige Wolke über Hiroshima deutete.

Ein junges Mädchen hatte schreckliche Verbrennungen am Oberkörper erlitten. Sie hatte nichts mehr, womit sie sich bedecken konnte. Ein Mann schlang ihr ein Tuch um die Hüfte. Das Mädchen war wahnsinnig vor Schmerzen. Wann immer jemand ihre Blöße bedecken wollte, riß sie sich das Tuch sofort wieder vom Leib. Ihr verbranntes Gesicht war nur noch Grimasse. Sie streifte rastlos zwischen den Verwundeten umher. Manchmal stolperte sie über Tote. Die Sonne war gesunken und die Pilzwolke am Himmel änderte ihre Form. Nachts behandelten wir die Verletzten ohne Licht.

Ich wollte einem Mädchen, das an Gesicht und Oberkörper schwere Verbrennungen erlitten hatte, ein Glasstück aus dem Oberkörper entfernen. Größte Sorgfalt und Konzentration waren geboten, um den Splitter, der tief eingedrungen war, herauszuziehen. Neben mir stand eine junge Mutter mit ihrem Kind auf dem Rücken und flehte mich unter Tränen

an. Ihr verbranntes Gesicht sah furchterregend aus. Sie wiederholte ihre Bitten so oft, daß ich mich an jede Einzelheit erinnern konnte. Ihr Haus war im Bruchteil einer Sekunde in Flammen aufgegangen. Drei ihrer Kinder hatte sie nicht aus den Flammen retten können. Das kleinste trug sie auf dem Rücken. „Das Kind ist der Ersatz für die anderen drei. Bitte helfen Sie meinem Kind, Doktor,“ sagte sie immer wieder. Das Kind war ein oder zwei Jahre alt. Aber es war tot. Am Oberschenkel klappte eine lange tiefe Wunde. Die Frau hatte den Verstand verloren. Sie konnte nicht verstehen, was mit ihrem Kind geschehen war, so oft ich es ihr auch erklärte.

Als ich mit größter Vorsicht den Glassplitter mit einer Pinzette herausziehen wollte, um das Glas nicht abzubrechen, fiel mir die Wahnsinnige in den Arm. Das Glasstück zerbrach, die Splitter drangen noch tiefer in die Brust. Den Umstehenden stockte der Atem. Ich sagte zu der Irren: „Ich werde Ihrem Kind helfen.“ Ich zerschneidete das Tuch, in dem sie das Kind vor dem Bauch trug, nahm den toten Jungen auf den Arm. Seine kalte Haut war nicht verbrannt. Eine Schwester desinfizierte seine Wunde und legte einen Verband an. „So, jetzt ist es gut. Wecken Sie ihn nicht auf. Sie müssen fest schlafen, damit Sie morgen genug Milch für Ihr Kind haben.“

Die junge Mutter faltete die Hände zum Dank, drückte ihr totes Kind an die blutüberströmte Brust und ging. Die Leute um mich her brachen in Tränen aus. Ich biß die Zähne zusammen, um nicht zu weinen. Ich mußte weiterarbeiten. Die Nacht war ein Albtraum. Das Dorf hatte sich in ein Feldlazarett verwandelt. Die Pilzwolke am Sternenhimmel sah gespenstischer aus als am Tage.

Die Schmerzensschreie und das Stöhnen der Verwundeten hallten über die Felder. Der Wind fegte durch die Baumkronen am Fuß des Berges. Der Ohta floß ruhig dahin. Im Kerzenschein arbeiteten wir die ganze Nacht. Immer mehr

Schwerverletzte kamen an. Die Sanitäter trugen unablässig Tote zum Wäldchen.

Unteroffizier S. erstattete Bericht. Er hatte tiefe Ränder unter den Augen. Er sagte, seine Leute hätten mehr als dreihundert Tote fortgetragen, doch immer noch lägen unzählige auf der Straße. Er bat um eine Pause für seine erschöpften Männer. Ich sagte ja. Er verbeugte sich und wollte gehen. Plötzlich ertönte ein lauter Schrei: „Bomber! Der Feind!“ Jemand blies die Kerzen aus. Das bekannte Geräusch der B-29-Bomber drang von Ferne an mein Ohr. In der Schule herrschte Totenstille. Wir waren starr vor Angst. „Es ist vielleicht wieder ein Blitz“. Aber das Dröhnen des Bombers verlor sich, die Maschine drehte ab, als habe sie uns nur weiter in Furcht und Schrecken halten wollen. „Hängt sie auf! Wir sind doch nur unschuldige Frauen, Kinder und Alte.“

„Warum tun sie uns das an?“ rief jemand in die Dunkelheit. „Mama“, schrie ein Kind. Viele weinten hemmungslos. Ich wollte für einen Moment allein sein und ging ein Stück weit in die Felder hinein. Ich rauchte eine Zigarette und weinte.

„Schnell! Ich brauche Hilfe!“ Der Schrei kam vom Eingang der Schulruine her. In der Dunkelheit sah ich einige Sanitäter um eine zusammengekrümmte Gestalt stehen. Ich lief hin und sah ein totenblaues Gesicht, in das wirre Haare hingen. Die Frau hielt ihr Kind im Arm und bedeckte mit der rechten Hand die linke Brust. Blut sickerte durch ihre Finger.

„Keine Angst, wir helfen Ihnen.“ Wir sprachen ihr Mut zu. Der Chirurg kam. „Woher kommen Sie?“, fragten wir.

„Hakushima-cho.“

„Wo ist Ihr Mann?“

„Wenn er noch lebt, wird er sicher irgendwo im Einsatz sein. Er ist Arzt.“

Die sterilisierte Klammer war schnell über die Wunde ge-

stülpt, und ich klemmte die Gefäße ab. Dann nähte ich die Wunde. Ich hatte die Blutung stoppen können. Bald darauf sah ich die Frau am Boden sitzen. Sie drückte ihr Kind zärtlich an die Brust.

In der Stadtwüste

Auch am siebten August war das Wetter schön. In Hesaka drängten sich die Verletzten. Und ständig kamen neue hinzu. Scharen von obdachlos gewordenen Menschen suchten Verwandte und Freunde.

Am frühen Morgen trafen einige Soldaten vom Notlazarett aus Ohta im San-in-Gebiet zur Unterstützung ein. Sie gingen sofort an die Arbeit und bauten ein Feldlazarett, in dem die neuangekommenen Opfer behandelt werden sollten. Bei Tagesanbruch hatten auch die Leichenträger ihre Arbeit wieder aufgenommen. Im eilends errichteten Krematorium am Stadtrand wurden die Toten verbrannt. Die aufgehende Sonne kam über die Berge ins Tal. Der Rauch über dem Krematorium leuchtete in hellem Rot. Niemand hatte Schlaf gefunden. Ich versorgte die Verwundeten, die in langen Reihen anstanden. Als ich später etwas aß, war es mir egal, daß ich blutverschmierte Hände hatte.

Gegen zehn Uhr vormittags kam ein Notruf vom Hauptquartier. Und es wurde entschieden, daß ich als Verbindungsoffizier eingesetzt werden sollte. Glücklicherweise waren nun viele neue Sanitäter zur Stelle, Verstärkung aus einem weit entfernten Krankenhaus. Sie hatten auf Pferden Material und Medikamente mitgebracht.

Ich ging die Straße am Fluß entlang, die ich am Tag zuvor mit dem Fahrrad gefahren war. Die Pilzwolke über Hiroshima sah nun aus wie eine normale Wolke. Überall lagen Tote. Die Verwundeten schauten mich wortlos an.

Nach einiger Zeit kam ich in Chojiu-En an. Einige schwarze verbrannte Körper lagen auf der Behelfsbrücke, die nicht abgebrannt war. Ich durchquerte den Fluß, das Wasser ging mir bis zur Brust. Dicke weiße Rauchwolken hingen über dem Gelände der Pioniertruppen. Die Gebäude waren restlos zerstört. Verkohlte Balken flackerten noch einmal auf.